

Erfahrungsbericht Victor Hübötter

**Ein Auslandssemester an der Nationalen Autonomen Universität Mexiko (UNAM)**

---

*„Wir sollten keine Soldaten werden“*

Gestern betrat ich das erste Mal seit drei Monaten wieder die Nationale Autonome Universität von Mexiko (UNAM). Von der Metrostation „Copilco“ aus lief ich durch die engen Straßen in Richtung des „Torre de las Humanidades“ auf dem zentralen Campus. Schmal ist dieser Durchgang tatsächlich nur durch die vielen Stände, die den Weg hin zur Universität säumen, die eigentlich schon hier beginnt: Enchiladas, Tacos, Kaffee, Bücher, Zigaretten, Trikots der „Pumas“ (des Fußballvereins der Uni, der im olympischen Stadion von 1968 im Schatten der großen Zentralbibliothek mit ihren berühmten Mosaikbildern heimisch ist), Kopfhörer, Stände zum Binden von Abschlussarbeiten oder Schmuckgegenstände: Es ist ein kleiner Flohmarkt, auf dem zudem alles etwas billiger ist als im Rest der generell nicht wirklich günstigen Hauptstadt. Eines teilt sich die UNAM jedoch ganz eindrücklich mit der Millionen-Metropole: Die Dimension.

Die UNAM ist eine Stadt innerhalb der Stadt: Das Gelände ist riesig, Buslinien (der Puma-Bus) verbinden in 13 Linien die verschiedenen Fakultäten, Fahrradwege führen durch Naturschutzgebiete hin zu Plätzen, auf denen sich Museen, Sportplätze oder ein olympisches Schwimmbecken wiederfinden.

Während meines sechsmonatigen Auslandssemesters von August bis Dezember 2024 lebte ich im kleinen Stadtviertel „Tizapán“ ganz in der Nähe: Eine halbe Stunde zu Fuß befand ich mich von einem der vielen Eingänge auf die „Ciudad Universitaria“ entfernt, für die Verhältnisse von Mexiko-Stadt ein Katzensprung. Einmal am Campus des „Posgrado“ (also der Master-Studiengänge) angelangt, bedeutete ein „Klassenraumwechsel“ (etwa an das Instituto de Investigaciones Sociales oder ans Instituto de Investigaciones Antropológicas) jedoch nicht selten einen weiteren Weg von 30 Minuten oder mehr. Nicht ein einziges Mal hat mich dies gestört: Aus dem Vulkangestein heraus erwachsen Kakteen genauso wie die architektonisch meist beeindruckenden Gebäude der Universität, und auch wenn der „Posgrado-Campus“ durchaus lebloser daherkommt als die „Islas“ zwischen „Torre de Humanidades“ und Bibliothek, so lädt er doch ein, den immer unterschiedlichen Blick über einen Teil der großen Stadt hinweg gen Süden bis zu den grünen Bergen schweifen zu lassen. Umso größer das Treiben im politischen Institut mit seinen vielen Graffiti und Wandbildern, mit Konzerten und Kundgebungen, sich umschlingenden Liebespaaren oder rauchenden Grüppchen. Und dann kommt der Freitag: Ein riesiger „Tianguis“ (Flohmarkt wäre vielleicht auch hier die Übersetzung) breitet sich dann unter dem Gang der juristischen Fakultät aus, begleitet von Musik, Tanz, und einer einzigartigen Übergangsstimmung zwischen Unterricht und Wochenendsause.

Sollte jetzt der Eindruck entstehen, die UNAM sei eher ein farbenfroher lauter Planet zum Seele baumeln (was sie zweifelslos *auch* ist), dann muss ich für meinen Erfahrungsbericht – und in Hinblick auf meine bisherigen universitären Erfahrungen in Deutschland nun ausführen: Der Lehrbetrieb ist **deutlich** anspruchsvoller als ich es während meines Bachelors an der Humboldt- oder während des aktuellen Masters an der Leibniz-Universität erfahre:

Ich besuchte insgesamt vier mit meinem „Atlantic-Studies-Studiengang“ in Hannover kompatible Kurse: Zwei in meinem „Erstfach“ Lateinamerikawissenschaften und einen im „Zweitfach“ Anthropologie. Zudem besuchte ich als Gasthörer einen Kurs über die Revolutionen und Demokratie in Mittelamerika am historischen Seminar. Alle wöchentlich stattfindenden Kurse dauerten nicht 90 Minuten, sondern vier volle Stunden. Ich kalkulierte fälschlicherweise anfangs mit einer längeren

Pause, die nie stattfinden sollte: Vielleicht eine 10-minütige Toilettenunterbrechung – doch generell bestanden die vier Stunden aus konzentrierten Diskussionen und Präsentationen. Auch wenn dies zu Beginn sehr anstrengend war, verstärkt durch den Umstand, dass die Seminare nicht in meiner Muttersprache stattfanden, überzeugte mich die Länge der Kurse von Beginn an: Anders als in Deutschland, wo nach einer 45-minütigen Wiederholung der Seminarlektüre oft genau dann das Ende der Sitzung erreicht ist, wenn die Diskussionen tiefgründiger und interessant werden, war hier stets ausreichend Zeit für lange und ausführliche Debatten – dass diese funktionieren, liegt auch daran, dass ausnahmslos alle Studierenden konzentriert, diszipliniert und gleichzeitig humorvoll an den Seminaren teilnehmen: Das Studieren an einer der renommiertesten Universitäten Lateinamerikas ist ein Privileg, und dessen sind sich vor allem die mexikanischen Student\*innen bewusst – noch immer ist ein Großteil der Studierenden an der öffentlichen, autonomen UNAM die erste Person der Familie, die studiert und einen akademischen Weg einschlägt. Diese Dankbarkeit und Verantwortung spiegelt sich im „Ernstnehmen“ der Universität, wie ich es in Deutschland weniger erlebe.

Auch das Lektüre- und Abgabepensum ist deutlich intensiver als ich es aus Deutschland kenne: In einigen Kursen hatten wir wöchentlich mehrere hundert Seiten zu lesen und wöchentlich gleich mehrere Abgaben pro Kurs einzureichen. Dies raubte oft Zeit, die man in einer Stadt der Superlative (kulturell, geographisch oder kulinarisch) in manchem Momenten auch anders hätte verbringen wollen, doch führte gleichzeitig dazu, dass ich in nur fünf Monaten sehr viel lernte: Von der Geschichte der bäuerlichen Protestbewegungen in Mexiko durch die Jahrzehnte hindurch (von der mexikanischen Revolution bis heute), die populistischen Strategien Peróns in Argentinien, Megatourismus im Süden und Norden Mexikos, über indigene Autonomiebewegungen, die Geschichte der UNAM selbst oder die Maiskrisen mit dem eintretenden Neoliberalismus. Neben kritisch- und sehr motivierenden Dozierenden lernte ich vor allem von meinen Kommiliton\*innen aus vielen Teilen Mexikos und der Welt, die zudem – auch anders als bei uns – alle mit einem bereits begonnenen, individuellen Forschungsprojekt in das Masterstudium starten. In einigen von ihnen fand ich Freund\*innen fürs Leben, sowohl mexikanische UNAM-Studierende als auch andere Austauschstudierende: Zuerst lernten wir uns alle in einer wohlwollenden Begrüßungsveranstaltung kennen, in dem man uns neben köstlichen Tacos das überdimensionierte Programm (und in einer Führung das Gelände) der UNAM präsentierte.

Es ist vielleicht dieses oft präsentierte „Hochglanz-Porträt“ der Universität, welches ich – trotz seines in großen Teilen sicher angebrachten Stolzes – auch kritisieren möchte: Die „Autonomie“ der UNAM ist nicht selbstverständlich, sondern wurde und wird von Studierenden verteidigt. Über die dunklen Seiten der Universitätsgeschichte (etwa das Massaker an 300 Studierende während der 68-Proteste) wurden den Austauschstudierenden von offizieller Seite aus gegenüber genauso wenig Worte verloren wie über die Höhepunkte des Studentenprotestes (etwa der große Streik der UNAM 1999). Und auch heute noch bedrohen auch rechte Strukturen und regelrechte Schlägertrupps („die Porros“) alternative und autonome Initiativen an der großen Institution. Um darüber etwas zu lernen, muss man schon selber auf die Suche gehen – und etwa in der alten Besetzung „Che“ oder der neueren Besetzung des „Café Emma Goldman“ einkehren.

Dorthin verschlug es mich vor allem durch außeruniversitäre, politische Aktivitäten – Vorträge beispielsweise über die Beteiligung deutscher Unternehmen in den Megaprojekten im Südosten des Landes. Auch einen weiteren Einblick ermöglichte mir diese Vortragstour, die ich mit mehreren Kollektiven parallel zum Auslandssemester durchführte, und der mir bei einem „normalen“ Auslandssemester an der UNAM vielleicht verschlossen geblieben wäre – weshalb ich es für wichtig halte, ihn in diesen Erfahrungsbericht aufzunehmen: Die UNAM ist keine „normale“ staatliche Universität, und nicht die Realität eines Großteils der Mexikaner\*innen: Standorten der staatlichen UACM etwa fehlt Strom und Personal, die Räume sind undicht und kalt, bei Regen steht der erste Stock unter Wasser – und vom völlig überquellenden Kultur- und Veranstaltungsprogramm der südlich gelegenen UNAM ist an den Unistandorten im ärmeren und prekären Norden der Stadt keine Spur zu

finden. Ein Auslandssemester kann sich hier so (auch durch die großen Entfernungen) leicht auf eine ziemlich eingeschränkte Perspektive der Metropole und des Landes beschränken, die sich abspielt zwischen „Islas“ und angesagten Trendvierteln wie „Roma“ oder „Coyoacan“. Das ist schön, eindrucksvoll, lehrreich – aber eben ein privilegiertes, unvollständiges Bild der Realität, die man dann in den Seminaren kritisch und akademisch beleuchtet. Da fehlt, in meinen Augen, manchmal die Praxis – wie in Deutschland eben. Dafür aber ist die UNAM auch ein Ort, an dem man genau dies – in offiziellen und reich besuchten Kolloquien mit Gästen aus aller Welt wie in kleinen besetzten Ecken oder auf dem wöchentlichen „Tianguis“ kritisieren – und sogar ändern kann.

Gestern kehrte ich für einen Vortrag wieder an die UNAM zurück: In der architektonischen Fakultät sprachen wir über die großen Gebäudekomplexe und die „urbane Neuordnung“ der Yucatán-Halbinsel auf Kosten der Umwelt und indigener Gemeinschaften. Viele der Architekt\*innen der staatlichen „SEDATU“ werden an der hiesigen Fakultät ausgebildet. Die uns einladende Professorin schloss die anschließenden Diskussionsrunden (wie immer dauerten sie deutlich über 90 Minuten) mit den Worten: „In diesen Seminarsälen sollten wir kritisch denken und handeln lernen. Wir sollten keine Soldaten werden.“

Als ich diese Worte hörte, schweifte mein Blick durch das Fenster über das große „Islas“ Gelände, und der Name dieses Hauptcampus erschloss sich mir zum ersten Mal: Die UNAM ist eine Insel: Wunderschön, lehrreich, voller Leben, Sonnenschein und Stürmen – doch umgeben von einem Meer, auf das man am Ende auch wieder hinausfahren muss.

Zur Insel zurückkehren werde ich aber auf jeden Fall – vielleicht ja sogar für eine Promotion?